

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

„Der Schlüssel ist in meiner Hand,“ sagte die Gräfin, von seiner Erzählung in höchste Unruhe gesetzt, „warum gab Ihnen aber der Prinz den Fund, von dem er doch schreibt, nicht mit?“

„Ja, das weiß ich nicht, er meint vielleicht noch einen andern Fund, den er gemacht hat, nämlich das Bild Ihrer Frau Mutter, das sonst auch in der Chatouille gewesen ist. Ich wollte Euer Gnaden nur Alles melden, damit Sie nicht schlecht von mir denken, als hätte ich mein Wort, das ich dem hochseligen Herrn gegeben habe, gebrochen!“

„Ich weiß ja, Frieder, Sie sind treu wie Gold! Ich werde Ihnen gleich die Antwort an den Prinzen schreiben — geht es Ihnen gut? Sind Sie zufrieden?“

Der Alte zögerte mit der Antwort — „Ich kann nicht klagen,“ sagte er endlich. „Wenn Alles so gekommen wäre, wie es kommen sollte, wäre ich altes Erbstück vielleicht in Euer Gnaden Dienst.“

Sie ging darauf nicht ein und er trat ab. Nach kurzer Frist wurde er wieder zu der Dame gerufen, die ihm mit einem Geschenke die Antwort an seinen

Herrn einhändigte und ihn bald mit der ihm anvertraut gewesenen Chatouille wiederzusehen hoffte. „Es ist mein Eigenthum,“ setzte sie hinzu. „Sie können es ja bezeugen.“

„Freilich kann ich das — mein Herr hat es mir ausdrücklich gesagt,“ erwiderte er, in Gedanken erschreckend, daß er diesen Umstand, welcher doch entscheidend sein mußte, dem Prinzen nicht gleich entdeckt hatte. „Ich weiß nicht — was Durchlaucht seit einiger Zeit haben,“ fuhr er kleinlaut fort, „es ist, als ob er sich ganz verwandelt hätte, und man verliert selbst den Kopf dabei, daß man das Nothwendigste vergißt.“

Die Gräfin verstand besser, als er selbst, was er damit sagte; es war ihr zu peinlich, als daß sie nicht schnell das Gespräch hätte abbrechen sollen. Frieder wurde entlassen und kehrte nach Rhanna zurück, wo ihn sein Herr in der unmuthigsten Stimmung, zerfallen mit sich selbst, erwartete. Die Antwort der Gräfin diente nicht dazu, ihn dieser Stimmung zu entreißen und ihm einen Ausweg aus dem Labyrinth zu zeigen, in das er sich selbst frevelhaft verirrt hatte. Mit wipochendem Herzen las er:

„Euer Durchlaucht werden gewiß nicht mißverstehen, wenn ich Sie bitte, mir die Chatouille, welche Sie gefunden haben, gütigst zu senden, ohne auf Ihren Wunsch einer persönlichen Unterredung zu bestehen. Nach Allem, was die Vergangenheit zwischen Ihnen und mir gestaltet hat, könnte sie nur peinlich sein und — ich wiederhole es — ehren wir das Andenken des Verklärten. Das Kästchen, das Sie gefunden haben,

ist ein Geschenk Ihres Herrn Vaters: er übergab mir darin als ein schönes Zeugniß seines Vertrauens ein Tagebuch, das er von seiner Jugend an bis in die letzten Jahre seines Lebens geführt hatte, es könnte der ganzen Welt öffentlich vorgelegt werden, jedes Blatt würde zu seiner Ehre gereichen!" — Hier bebte das kleine Billet in der Hand des Prinzen: er wußte, daß er die lautere Wahrheit in diesen Worten las, denn er hatte auch das Tagebuch seines Vaters nicht undurchforscht gelassen, aber das Wort der Gräfin traf ihn wie ein Vorwurf. — „Zu diesen Blättern habe auch ich,“ las er weiter, „meine eigenen flüchtigen Aufzeichnungen gelegt, die abgerissenen Tagesgedanken und Gefühle eines an äußern Ereignissen armen Frauenlebens — einst, wenn das Band, das ich noch in Ehren halte, geschlossen worden wäre, sollte dann auch mein Gemahl die ganze Vergangenheit der Frau, welche er gewählt, ohne allen Rückhalt kennen lernen. Ich verschloß die Chatouille und gab sie dem Fürsten zur Aufbewahrung bis zu dem Moment zurück. Gott hat es anders gewollt! Ich habe Ihnen offen den Zusammenhang erklärt, welchen es mit Ihrem Funde hat und darf nun wohl von Ihrer Ritterlichkeit und edlen Gesinnung hoffen, daß Sie mir Glauben schenken und das Pfand —“ Egon warf das Billet, ohne den kurzen Schluß zu lesen, auf den Tisch und starrte, den Kopf in beide Hände gestützt, vor sich hin. Die Adern der Schläfe pulsrten unter seinen Händen, als wollten sie bersten, seine Brust athmete kurz und heftig: was hatte er gethan, dessen Ritterlichkeit und edlen Gesinnung sie vertraute! Wie konnte er ihr das Pfand zurückstellen, das er gewaltsam erbrochen hatte? Sollte er mit der Lüge vor sie treten, daß ein Zufall es zertrümmert und daß er ritterlich das Geheimniß, das nun seinen Augen zugänglich war, geachtet habe, ohne ihre Blätter zu lesen? das war unmöglich; auch wenn er es versucht hätte, wäre er damit vor ihrem Blicke elend zu Schanden geworden! Was er gelesen hatte, war das Todesurtheil jeder Hoffnung gewesen, mit der er sich noch geschmeichelt — er wußte, warum Adelheid dem Greise ihr Jawort gegeben, sie hatte den festen und sichern Hafen gesucht, wo ihr Schiff geborgen vor Stürmen läge — so hatte sie, wir wissen es, auch zu der Tochter in dem Momente eines bald bereuten Ueberwallens schmerzlicher Empfindung gesprochen! Und auch die Natur dieser Stürme war Egon kein Geheimniß geblieben, wie sie dem Vater nicht hatte verschwiegen bleiben sollen. Trotzig sprang er jetzt auf. Sie war ja damit in seiner Hand! Wenn

er auch nach diesen Bekenntnissen für sich die Hoffnung aufgeben mußte, ihr Herz zu gewinnen — auf ihren Besitz brauchte er darum nicht zu verzichten: hatte sein Vater mit ihrer Hand ohne ihr Herz sich begnügt, der Greis, den nur das Herz, nicht die süße Schönheit des holden Weibes beglücken konnte, warum sollte er nicht im Besitz der Letztern sich trösten, daß ihm das Herz nicht gehörte? Göthe's Wahlverwandtschaften — immerhin! Er konnte nun fordern — denn es stand in seiner Macht, sie um die Achtung der Welt und ihres eigenen Kindes zu bringen, gleichviel ob sie eine wirkliche Schuld traf oder nicht und er war entschlossen, seinen Vortheil bis in die äußersten Consequenzen zu verfolgen. Um sich dazu zu rüsten, wollte er noch einmal, jetzt kältern Blutes wie er meinte, ihre Gedenkblätter durchlesen — aber seltsam! kaum hatte er einige davon aus ihrer jüngsten harmlosen Mädchenzeit wieder durchslogen, als es ihn plötzlich mit brennender Scham und Reue faßte, wie über eine ehrlose That, die er begangen. Waren es die reinen Perlen, welche der tiefe Born aus räthselhaftem Grunde emporgehoben — wie jene Muschelquelle in Egons fränkischer Heimath — die Perlen von unschätzbarem Werthe, welche er in Adelheids, für sein Auge nimmer bestimmten Worten erkannt, daß er auf einmal zum Bewußtsein kam, wie unwürdig er sei, wie unmöglich jede Hoffnung, sie zu besitzen? Er verlebte eine bittere Stunde, denn der Dämon einer wilden Leidenschaft, der sich seiner bemächtigt hatte, ließ sich im schwersten Kampfe nicht überwältigen, aber den wahnsinnigen Gedanken, Adelheids Besitz zu ertrogen, gab Egon wenigstens auf. Die Zukunft vielleicht, wenn er in treuer Liebe ausharrte — er malte sich das nicht weiter aus, aber er that im raschen Entschlusse unter dem Eindrucke dieses hoffnungsreichen Gedankens, was ihm die Ehre zu gebieten schien: er schrieb an die Gräfin, siegelte die Papiere und das Bild ihrer Mutter ein, und übergab Alles an Frieder zur ungefäulsten Bestellung, sobald er abgereist sein werde. Der Ausbruch wurde mit Soldatenentschlusse beschleunigt; eine halbe Stunde, nachdem der Prinz Befehl dazu gegeben hatte, fuhr er in die Winterlandschaft hinaus — wie ein Fahnenflüchtiger kam er sich vor, der den Folgen eines Verbrechens feig entflieht! Er hatte der Gräfin Alles gestanden, sie um Verzeihung gebeten und ihr sein heiliges Wort gegeben, daß die Kenntniß, die er durch Raub gewonnen, in seiner Brust auf ewig und sicherer geborgen vor Jedermann ruhen werde, als unter den schwersten Schließern von Eisen.

Ob Adelheid diese Versicherung beruhigen konnte, als sie durch sein Geständniß erschüttert wurde? War der Gedanke zu ertragen, daß sein Auge — mit Hohn vielleicht! — ihre innersten Regungen erspäht, welche sie in Wehestunden für spätere Zeiten niedergeschrieben hatte, daß er, grade er! um Alles wußte, was sie selbst zu vergessen strebte? Welche Seelenkraft forderte es, um Diana nicht ahnen zu lassen, was in ihrem Herzen vorging!

Die plötzliche Abreise des Prinzen, nachdem er schon einmal andern Sinnes geworden war, nun ganz ohne Abschied, erregte Sensation. Nach dem Rausche des Carneval, in der stillen Fastenzeit, hatte man mehr Müße, sich mit den Verhältnissen einzelner Persönlichkeiten zu beschäftigen und die Samenkörner, welche Frau von Ruhl ausgestreut hatte, waren nicht auf unfruchtbaren Fels gefallen. Sie selbst aber war auf einmal verschwunden. Ein Billet an Frau von Zellerstein, das sie doch für nöthig gehalten hatte, gab den Aufschluß, daß ihre zerrüttete Gesundheit sie gezwungen, auf dringendes Verlangen ihres Arztes noch die Wintertersaison in Homburg zu benutzen. Ihr Arzt, der verschwiegene Mann, wie ihn die Gesellschaft fordert, zuckte nur die Achseln, als er gelegentlich befragt wurde, er wußte im Grunde gar nichts von einer zerrütteten Gesundheit der kleinen, verknöcherten Frau, die er für sich ein Petrefact, eine Versteinering nannte. Was bei ihr zerrüttet war, hätte ihr Sachwalter besser angeben können — war dafür aber Hilfe in Homburg zu finden? Jeder Lieutenant, welchem eine so naive Frage gethan worden wäre, würde sie mit großer Heiterkeit bejaht haben! Es war auch gar kein heroischer oder verzweifelter Entschluß von gestern auf heute, welchen Frau von Ruhl gefaßt hatte, sie war im Gegentheil in der kältesten Berechnung dazu gekommen, da sie schon zuweilen nicht ohne Erfolg ihr Glück dort und anderswo versucht hatte.

Frau von Zellerstein konnte mit all' den Verdächtigungen ihrer Cousine, welche man sich zuflüsterte, nicht unbekannt bleiben; gute Freundinnen sorgten schon dafür, daß sie ihr zugetragen wurden, und wenn sie auch nicht daran glaubte, so war es ihr doch sehr unangenehm, Adelheids Ruf angegriffen zu sehen. Freilich wußte sie, daß in der großen Welt damit keine Achtung ausgesprochen ist; coquette Frauen in des Wortes schlimmster Bedeutung spielen dort oft die größte Rolle, den Männern interessant und von ihnen gefeiert, den Damen wenigstens kein Anstoß und vielfach beneidet. Aber Frau von Zellerstein hatte sich, wie lange sie auch

schon in der großen Welt lebte, noch nicht zur Höhe jener Anschauung erhoben, sie verdiente im vollsten Maße die gute Meinung, welche der General Proß, wenn auch mit einem profaischen Sprichwort, gegen ihren Gemahl über sie geäußert hatte, und wie sie selbst, trotzdem, daß sie einst sehr schön gewesen und vieler Huldigungen theilhaftig geworden war, sich die höchste Achtung bewahrt hatte, so war auch ihr Haus, ihr Familienkreis bis jetzt von jeder bösen Nachrede verschont geblieben. Es betrückte sie daher, daß ihre Cousine, welche sie lieb hatte, den Lästerzungen verfallen war. Schuld daran hatte Adelheid allerdings: sie hatte von Jugend an der Welt Stoff gegeben, über sie zu reden, weil sie, von ihrer Mutter nach romantischen Ideen gezogen, ihre eigenen Wege ging, ohne sich viel um die Welt zu kümmern. Davon erzählte nun der Minister seinem Freunde Proß, er hielt das für nöthig, um diesen zu beruhigen, denn der alte Herr hatte durch eine gütige Seele über die Frau, deren Tochter sein Kuno heirathen wollte, so Mancherlei gehört, was ihm nicht gleichgiltig sein konnte. Er war ganz verdrießlich deshalb zu seinem Freunde gekommen, hatte ihm Alles mitgetheilt und seine Besorgniß ausgesprochen, daß, wenn Kuno davon Kenntniß erhielt, wohl trotz aller Verliebtheit ein Bruch nicht unmöglich sei, da ihm die Ehre höher stehe, als Alles. Zellerstein beruhigte ihn und glaubte, sich für die Lauterkeit der Gräfin verbürgen zu können.

„Du nanntest sie selbst eine Löwin!“ murzte Proß. „Weide!“

„Im Rothwelsch der Gesellschaft: Du weißt ja, was damit gemeint ist. Die Cousine hat den Fehler begangen, daß sie sich nur einmal gezeigt, dann aber ganz zurückgezogen hat. Ihre Liebenswürdigkeit würde jede hämische Anfeindung entwaffnet haben.“

„Hast Recht. Front gegen den Feind! Aber man will alte Geschichten von ihr wissen!“

„Lügen, Herr Bruder. Ihre Geschichte ist sehr einfach. Sie heirathete, als sie kaum erwachsen war, den alten Grafen Hohenwehr — ihre Mutter hatte in ihrer Jugend eine unglückliche Neigung zu ihm gehabt, die Eltern aber eine andere Verbindung für sie beschlossen. Als dann ihre Tochter herangewachsen war, gab sie die Hand des Kindes ihrem alten Liebhaber. Romantisch, aber nicht eben mütterlich, nicht wahr? Sie starb bald darauf und der Getreue ihr bald nach: schilt mich nicht herzlos, daß ich so rede. Adelheid war nun frei und fand ihr ganzes Glück in ihrem Kinde, das ihr wie aus den Augen geschnitten

war; sie hat nicht erst von dem Auftreten Dianas in der Gesellschaft gleiche Kleider mit ihr getragen, sondern von Kindheit auf der Kleinen dieselben Farben gegeben, bis von Stufe zu Stufe die Gesellschaftstollette fertig war. Es machte ihr Freude, ihr zweites Ich heranwachsen und gleichsam zu einem Wesen mit sich, auch in der Tracht verschmelzen zu sehen: so hatte sie sich wenigstens gegen meine Frau darüber ausgesprochen. Sie hat von Natur ein heiteres, fröhliches Gemüth, und ist in vieler Beziehung noch heut ein Kind; ich kann das beurtheilen, da ich ihre wichtigsten Familienangelegenheiten, um welche sie hier ist, betreibe. Freilich, wie es solchen Naturen eigen ist, kann sie zu Zeiten, wenn ihr eine ernste Situation naht, auch wieder tief unglücklich sein — das sind so die Contrasten bei den Frauen, lieber Bruder.“ — Ob der Minister in dieser Charakteristik das Wahre getroffen? Wir glauben, daß er sich sehr auf der Oberfläche gehalten hat: die Tiefe blieb ihm ja doch verborgen. „Die Bekanntschaft des Fürsten Westerheld hat sie in Wiesbaden gemacht,“ fuhr er dann fort. „Daß sie im Stande ist, auch ältern Männern zu gefallen, hast Du an Dir selbst erlebt, läugne es nicht! Wie er zu der Werbung um ihre Hand gekommen ist, weiß ich freilich nicht — wir haben aber in neuester Zeit so viele ähnliche Beispiele erlebt, wie die jüngsten Mädchen mit uralten Invaliden sich verheirathen, daß wir in dem Sawort Adelheids, welche doch immer eine Dreißigerin und Wittve ist, nichts Unerhörtes finden können. Sie hat meiner Frau vielleicht mehr darüber erzählt — ich mag da nicht forschen, Frauen schonen einander und ich ehre ihr Zartgefühl — aber daß sie durchaus nicht durch den Rang des Fürsten zu der zweiten Verlobung bestimmt worden sei, wie meine Frau behauptet, kann ich nicht glauben. Vielleicht mag sie, von ihrer Tochter getrennt, die sie in das Stift gegeben hatte, sich etwas haltlos gefühlt, vielleicht auch dieser eine glänzendere Stellung zugebracht haben, wenn nicht etwa gar schon deren Heirath in Aussicht gestanden hat. Darüber könnte Dein Kuno die beste Auskunft geben.“

„Allerdings hat der sich schon in die Pensionärin verliebt, welche er in einem verwandten Hause zuweilen gesehen hat,“ erwiederte der General. „Als ein Mensch von redlicher Gesinnung hat er aber das junge Wesen nicht mit Courmacherei gestört, sondern die Mutter aufgesucht, welche er in Wiesbaden wußte, dort hat er nach alter ehrbarer Sitte sich erst eine feste Position verschafft, ehe er mit seinem Geschütz vorgefahren ist: ich meine, ehe er bei der Mutter um die Tochter ange-

fragt hat. Er spricht nicht gern davon, da er als vernünftiger Mensch, nun Alles in Richtigkeit ist, sich seiner damaligen Ueberschwänglichkeit und Sentimentalität schämt.“

Mit dem eingefleischten Hagestolz war nicht zu rechten: Zellerstein dachte noch heut mit Wohlgefallen an die Zeit seiner Liebe und Werbung und konnte in dieser Erinnerung wieder so jugendlich fühlen, wie einst. — „Du kennst nun die Geschichte meiner Cousine,“ sprach er. „Wie sehr sie auch als junge Frau und später als Wittve mit Huldigungen überschüttet worden ist, nie hat man ihr etwas Schlimmes nachgesagt: wir haben ja so viele Verbindungen und würden es gehört haben. Es blieb unsern Zirkeln vorbehalten, die harmlose Frau zu verunglimpfen.“

„Es soll mir lieb sein — besonders wenn Kuno nichts davon erfährt. Der ist in diesem Punkte so sensibel, daß er eigentlich gar nicht mehr in unsere Welt gehört. Er wird auch darum, denke ich mir, sein Rauensee, wenn er erst mit der Frau dort sitzt, nicht viel verlassen. Kennst Du das Nest? Wird die Mutter mit hinziehen?“

(Schluß folgt).

F e u i l l e t o n .

(Das Leben der vornehmen Gesellschaft in Polen.) Eine englische Dame giebt in einem englischen Journal die Schilderung eines Besuchs bei einer vornehmen polnischen Familie, die sie in Paris kennen gelernt und mit der sie in Dresden wieder zusammengetroffen war. Gräfin S. lud sie ein, mit auf ihre Güter in Russisch-Polen zu gehen, die Engländerin nahm die Aufforderung an, um neue Eindrücke zu sammeln und man reiste ab. Krasau gab unserer Dame den ersten Begriff von polnischen Einrichtungen. In dem Fiaker, welcher die Reisenden vom Bahnhofe zum Hotel führte, waren die Ueberzüge der Kissen zerrissen, die Fenster zerbrochen und der Kutscher hatte zerlumpte Kleider. Im Gasthose war das Essen vortreflich, aber schlafen konnte man nicht. Die Engländerin versuchte es im Bett, auf dem Sopha, im Sessel, abscheuliche Feinde peinigten sie überall in Haufen. Daß die ganze übrige Gesellschaft, welche aus dem Grafen S., der Gräfin, deren erwachsener Tochter Anna, einer Gesellschafterin und einem französischen Freunde, Namens Graf Vermont, bestand, ebenfalls nicht geschlafen hatte, sah man den Augen an. Auf einer polnischen Straße ging es weiter. Man wurde im Wagen von einer Seite zur andern geworfen, wie in einem Schiffe während des Sturms. Als Gräfin S. den Kutscher fragte, ob er die schrecklichen Stöße nicht etwas vermeiden könne, antwortete er ganz kaltblütig: „Sie können von Glück sagen, daß ich nicht umgeworfen habe, wie es gewöhnlich geschieht, wenn ich diesen Weg befahre. Aber die Leute sind nie zufrieden. Sie hätten diesen Weg nur vor

zehn Jahren kennen sollen!" Damit trieb er seine Pferde zum Galopp an und jagte mitten durch einen See schmutzigen Wassers, so daß die Reisenden über und über mit Koth bespritzt wurden.

An der russischen Grenze wurde das ungeheure Gepäck des Grafen keiner Untersuchung gewürdigt. Einige Süberrubel hatten dem Zollbeamten die Ueberzeugung verschafft, daß die Koffer, Kisten und Schachteln nichts Steuerbares enthielten. Die Reise führte durch ein flaches, einförmiges Land und durch mehrere schmutzige Städte, in denen nichts reinlich war als die griechischen Kirchen mit ihren weißgetünchten, von drei Kreuzen überragten Mauern.

„Endlich," erzählt die Engländerin weiter, „erreichten wir Ostrowski, wie ich das Schloß des Grafen S. nennen will. Es war ein geräumiges Gebäude von zwei Stockwerken und mit zwei Flügeln, die mit der Einfahrt und den Flügeln ein Viereck bildeten. In den Flügeln wohnten die Schreiber, das heißt die Rechnungsführer und Aufseher der Arbeiter, der Kammerdiener mit seiner Familie, der Haushofmeister und die Dienstmädchen. Viele der Diener waren verheiratet und ihre Frauen und Kinder bewohnten kleine Hütten in der Nachbarschaft. Jeder Diener mußte bei Tagesanbruch erscheinen und verließ das Schloß häufig erst nach Mitternacht. In den meisten Häusern giebt es eine Anzahl Dienerinnen, die als Mademoiselles bezeichnet werden. Sie sind Kammerjungfern und werden ihrerseits wieder von jüngeren Mädchen bedient. Ihre Tracht besteht aus einem aufgetrepten Hütchen mit blauen Federn und einem schwarzen Schleier, einem Haarnetz von rother Chenille, einem weißen Musselinkleide mit blauen Schleifen, einer Schärpe von unechten Spitzen und einem weißseidenen Sonnenschirm.

„Etwa hundert Leibeigene mochten sich als Diener im Schlosse befinden; der Hauptkoch hatte mindestens ein Duzend Gehilfen, der Leibkutscher eben so viele. Für die Bequemlichkeit dieser Leute war auf das Schlechteste gesorgt. Als ich am ersten Abend mein Zimmer betrat, das in der Ecke des Hauptgebäudes lag und dessen eine Thür auf einen Seitenflügel ging, fehlte mir dort noch etwas von meinen Sachen. Ich suchte nach einer Klingelschnur, einer Handglocke, allein solche Luxusartikel kennt man in Polen nicht. Ich nahm also ein Licht, um eines der Dienstmädchen herbeizurufen. Indem ich rasch einen langen dunklen Gang hinabschritt, stieß ich mit dem Fuße an etwas und fiel hin. Ein Schrei, dem mehrere andere folgten, erschreckte mich und im nächsten Augenblicke sahen zwölf Köpfe in die Höhe. Als ich mich erholt hatte, sah ich verschiedene Dienstmädchen auf Strohhalm im Gange schlafen. „Weshalb geht ihr denn nicht auf eure Zimmer oder Kammern?" fragte ich ärgerlich. „Wir haben keine," antwortete mir die eine; „wenn die Herrschaft sich zurückzieht, legen wir uns nieder, wo wir Platz finden."

„Im Schloß war Alles bequem und elegant. Was man für Geld nur haben konnte, war da und mit Geschmack aufgestellt und vertheilt. In einem Zimmer waren die Wände mit gestrichter weißer Seide bekleidet und die Möbel entsprachen die-

sem Luxus. Gelegentlich schimmerte jedoch etwas von altpolnischem Styl durch. Die ganze Familie versammelte sich um acht Uhr und trank Kaffee. Auf einem silbernen Präsentirteller wurden kleine irdene Töpfe herumgereicht, in denen die Milch für Jeden enthalten war. Bei dem Schlosse war auch ein schöner Park, aber hart an ihn grenzten die Lehmbütten der Leibeigenen. Bald kam viel Besuch. Die meisten Herren spielten vom frühen Morgen bis zum späten Abend Schach oder Karten, worin ihre Hauptunterhaltung zu bestehen schien. Für Diejenigen, welche zu lesen wünschten, gab es französische Bücher und Zeitungen. Pferde und Wagen standen Jedermann zur Verfügung, auf dem See lag ein Boot für Liebhaber von Wasserfahrten. Auch besaß das Schloß eine Kapelle, die freilich keine besondere Musik machte. Die Musiker bewohnten ein Haus, das auf der Insel erbaut war und sehr malerisch ausah, aber so feucht war, daß es seinen Bewohnern einen seltsamen Tod verkündete.

„Als die Reihe, Besuche zu machen, an die Familie S. kam, brachen wir in einem großen Wagen auf, der von sechs Pferden, auf russische Weise drei und drei neben einander gespannt, gezogen wurde. Ein halbes Duzend Fohlen liefen, sich selbst überlassen, neben den Pferden her. Ein Gepäckwagen mit Betten und anderen Bequemlichkeiten folgte, denn wenn man auf Besuch kommt, so erhält man ein Zimmer, eine Bettstelle, ein Paar Stühle und zuweilen einen Tisch, alles Andere muß man selbst mitbringen.

„Wir gelangten zu einem stattlichen Schlosse in der Nachbarschaft, dessen Eigenthümerin, eine ältere Frau, unter dem Namen der Dame mit den Diamanten bekannt war. Die fabelhafte Menge kostbarer Steine, welche sie besaß, war der Stolz und die Dual ihres Lebens. Einmal reiste sie nach Paris und hatte blos ihren kleinen Schmuck mitgenommen. Da sie eine Einladung an den Hof bekam, so wollte sie Alles überstrahlen, aber wie sollte sie sich ihre Diamanten verschaffen? Einem Diener oder einem Fremden konnte sie den Schatz nicht anvertrauen, und so mußte ihr Mann nach Polen gehen. Im tiefsten Winter reiste er Tag und Nacht, um noch zu rechter Zeit in Paris zurück zu sein. Als der musterhafte Gatte sein Pariser Hotel wieder erreicht hatte, wollte ihn der Besitzer nicht aufnehmen, da es gefährlich sei, solche Schätze im Hause zu haben, denn die Dienstmädchen hätten geschwagt, und Alles spreche nun von dem Reichtum des Polen. Dieser suchte also eine andere Wohnung und war schließlich gezwungen, seine Diamanten in der Bank zu deponiren. Die Dame erschien auf dem Hofballe in einer Phantasietracht von solcher Schwere, daß sie nicht tanzen konnte und den ganzen Abend wie eine Bildsäule dastehen mußte. Aber eine Woche lang sprach ganz Paris von den Diamanten der „Fürstin", wie sie sich selbst getauft hatte. Jeder Pole nennt sich im Auslande Graf oder Fürst, aber in Polen existiren solche Titel nicht, mit Ausnahme derjenigen, welche die russische Regierung erteilt hat. Eine Dame, die so viele Diamanten besaß, konnte natürlich blos eine Fürstin sein.

„Die Dame hatte Möbel, Kunstgegenstände und Merkwürdigkeiten aller Art in Europa zusammengeschleppt. Ihr Schloß war ein vollständiges Museum, und von Nah und Fern kamen Leute, um sich die Raritäten anzusehen. Als wir ankamen, führte uns ein Diener in's Empfangszimmer und mehrere andere eilten in verschiedenen Richtungen davon, um ihre Herrin aufzusuchen. Nachdem wir eine Viertelstunde gewartet hatten, kam eine Kammerjungfer und sagte, die Fürstin sei im Park, werde aber bald erscheinen. Kaum war sie fort, so tauchte ein kleiner Bursche, den wir hatten blüsten und reiben hören, unter einer Tischdecke hervor und sagte: „Sie sind gar nicht im Park, seit zwei Stunden leiden sie sich an,“ worauf der Däumling wieder verschwand. Wir hatten eben ausgelacht, als die Fürstin eintrat, gelehnt auf den Arm einer Nichte und mit drei armen Verwandten im Gefolge, welche das Amt hatten, von früh bis spät ihr Lob zu singen und den Werth aller ihrer Sachen auszufasunen. Sie bewillkommnete uns und entschuldigte sich, daß sie uns habe so lange warten lassen. Ich hoffte, daß sie uns nun in unsere Zimmer entlassen werde, denn wenn man den ganzen Tag auf solchen Wegen gefahren ist, so sehnt man sich nach Ruhe. Davon war aber keine Rede. Sie zeigte uns verschiedene Merkwürdigkeiten, Gemälde, Mosaiken und dergleichen, und ich betrachtete mit Verzweiflung die Größe des Zimmers und die Menge des darin Enthaltene, allein das war bloß der Anfang. Es gab noch ein zweites, ein drittes Zimmer zu besuchen und so fort, im Ganzen vielleicht sieben. Im dritten Zimmer sank ich auf einen Stuhl, aber so lange die Fürstin noch Jemanden bei sich behielt, der ihre Siebensachen bewunderte, war sie unermüdlich und unbarmherzig. Endlich wurden wir in's Speisezimmer geführt und mit Kaffee und Eis bewirthet, worauf wir den Park bewundern mußten. Ueberall sahen wir Grotten, Springbrunnen, Bildsäulen, denn die Fürstin kauft auf ihren Reisen Alles, was ihr gefällt und sich fortzuschaffen läßt.

„Abends suchten wir unsere Zimmer — es waren keine da. In der That gab es im ganzen Schloß nur ein Schlafzimmer, in dem die Fürstin, ihre Nichte und ihre drei Verwandten schliefen. Sie bestand darauf, daß wir dieses Zimmer benützten, und hatte für sich und ihre Gesellschaft auf Sophas Lagerstätten einrichten lassen. Den Herren, von denen man annahm, daß sie alles Nöthige mitbrächten, wurde ein leeres Zimmer angewiesen. Auch für die Mädchen war eine Kammer da, wo sie nach Belieben auf den Stühlen oder auf der Diele schlafen konnten; für die Bedienten wurde in den Gängen Stroh aufgeschüttet. Als ich am nächsten Morgen durch das Gesellschaftszimmer ging, sah ich auf einem Tische, der mit dem reichsten Mosaik eingelegt war, einen sehr ursprünglichen irdenen Krug und einen Napf stehen, in dem sich die ganze Familie wusch. Bald nachher erschien die Fürstin zum Kaffee in einem Morgenanzuge von Cashmirshawls mit einem Perlenhalsbande, dessen Schloß von Diamanten strahlte und mit blühenden Ohrringen und Armbändern. Beim Mittagessen setzte sich ein phlegmatischer Mann mit an den Tisch, ihr gegenwärtiger Gemahl.

Sie ist nämlich mehrmals verheirathet gewesen, wie es so in Polen Mode ist, obgleich die Polen Katholiken sind und ihre Kirche Scheidungen nicht gestattet. Wie sie es anfangen, weiß ich nicht, aber nichts ist gewöhnlicher, als einen Herrn zu sehen, der zwei oder drei lebende Frauen hat, oder eine Dame mit eben so viel Männern. Am merkwürdigsten dabei ist, daß die verheiratheten und geschiedenen Paare freundschaftlich mit einander verkehren.

„Die nächste Familie auf unserer Besuchliste bewohnte ein hölzernes Gebäude und hatte ihr Vaterland nie verlassen. Das Mittagessen bestand aus einer Reihe von Nationalgerichten und begann mit einer sehr sauren Suppe. Neu war mir eine Schüssel mit Mais, der so gegessen wurde, daß man die Körner mit Butter bestrich und von der Hülse abbiß. Der größte Theil des Tages wurde bei Tische verbracht. Den Hauptstoff der Unterhaltung lieferte eine englische Dame, die einen Polen geheirathet hatte und in der Nähe wohnte. Die große Ordnung und Reinlichkeit, die sie in ihrem Hause erhielt, wurde vollständig lächerlich gefunden.

„Am Abend fand ein lautes Absingen von Vaterlandsliedern statt; die Gesinnung war ohne Zweifel gut, aber die Musik abscheulich.

„Mit Freuden hörte ich, daß unsere Rückkehr nach Ostrowki entschieden sei. Das Wetter war jetzt sehr kalt geworden und wir kamen gerade vor einem starken Schneefalle an, der die Straße unfahrbar machte. In jedem Zimmer stand ein großer Ofen, der bis zur Decke reichte und ein Diener beschäftigte sich ausschließlich mit der Heizung. Um vier Uhr Morgens fing er an und wenn man aufstand, war das ganze Haus warm, nur zu warm. In einer solchen Temperatur beständig zu leben ist höchst schädlich, da man nicht wie anderswo die Fenster gelegentlich öffnen kann. Diese erhitze Luft ist der weiblichen Haut verderblich, und wahrscheinlich ist das der Grund, weshalb die Polinnen sich so hart schminken. Bald waren wir eingeschneit. Wenn ich durch die Doppelfenster sah, hatte ich ein Meer von Schnee vor mir, und es war mir ein drückender Gedanke, daß diese Schneewüste mich vom übrigen Europa trenne.

„Krüben Nachsinnen konnte man in Ostrowki nicht lange nachhängen. Bald waren die Schlitten in Bereitschaft und liefen, von vier oder sechs Pferden gezogen, ihr heiteres Geläut hören. Die leichten, mit Scharlachtuch überzogenen Schlitten flogen mit der Geschwindigkeit eines Bahnzuges dahin und setzten ihre Insassen gelegentlich auf einen Schneehaufen ab. Die Damen legten neben ihren Pelzkleidern wollene Shawls an, in die sie sich so einhüllten, daß bloß Mund, Nase und Augen freibleiben. Der Damenpelz spielt in Polen dieselbe Rolle wie in Frankreich der Cashmirshawl. Die Damen wetteifern mit einander, den schönsten Pelz zu tragen, und zahlen bis zu dreihundert Pfund für einen. Zuweilen war die Kälte so stark, daß man sich nicht ins Freie wagen konnte und sich bloß in den Zimmern Bewegung machte. Eines Nachmittags forderte mich

ein Herr mitten in einem heftigen Schneefall zu einem Spaziergang auf. Ich mochte ihn wohl überrascht ansehen, denn er setzte schnell hinzu: „In den Zimmern.“

„An einem heitern Tage kam ein Vetter des Grafen S. und hatte mit seiner Frau kaum Platz genommen, als ein anderes Paar angemeldet wurde. Gegen Abend traf noch eine dritte Dame ein. Alle diese Gäste schienen in den freundlichsten Beziehungen zu stehen.“

„Nach Tisch setzte sich der Vetter mit den drei Damen zum Whist. „Ist es nicht ein sonderbarer Anblick,“ fragte mich die Gräfin, „daß der Vetter Alexander mit seinen drei Frauen Karten spielt?“ „Mit seinen drei Frauen?“ rief ich aus. „Sie scherzen.“ „Durchaus nicht,“ antwortete sie. „Nichts ist hier gewöhnlicher als Scheidungen. Er bedauert jetzt, daß er sich von der ersten getrennt hat. Sie gefiel ihm am besten, aber sie hat sich auch wieder verheirathet. Sie sind alle freundlich und liebenswürdig gegen einander.“

„Nicht lange nachher machte ich mit der Gräfin und dem Fräulein Müller künstliche Blumen. Anna, die der größten Kälte trotzte, war mit ihrem Vater Schlitten gefahren. Wir saßen nahe am Fenster und erblickten einen Schlitten mit sechs Pferden, der den Baumgang hinauf kam. Wir fragten uns noch, wer der kühne Gast sein könne, als die schöne Gräfin B., eine nahe Nachbarin, angemeldet wurde. Fast noch in der Thür, sagte sie zur Gräfin S.: „Ich kann mich keinen Moment aufhalten und habe Ihnen doch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Mein Mann wird um Ihre Tochter anhalten. Er ist ein vortrefflicher Mann und ich bitte Sie, sich durch keine zarte Rücksicht auf mich von dieser Verbindung abhalten zu lassen. Ich habe meine Scheidung bereits in der Tasche und stehe im Begriff, eine neue Ehe einzugehen. Adieu, theure Freundin.“ Mit diesen Worten verschwand sie so schnell als sie gekommen war. Ich gestehe, wäre ein Blitz zu meinen Füßen eingeschlagen, so würde ich nicht überraschter gewesen sein. Fräulein Müller und ich waren aufgestanden, um das Zimmer zu verlassen, aber wir hatten noch nicht Zeit gehabt, die Thür zu erreichen, als die ganze Mittheilung bereits geschehen war. Die Gräfin war durchaus nicht überrascht. „Er ist für Anna zu alt,“ bemerkte sie. „Allerdings hat er ein sehr bedeutendes Vermögen, allein wir haben einem andern Herrn fast unser Wort gegeben.“ Graf B. kam wirklich am folgenden Tage und stellte einen förmlichen Antrag, erhielt jedoch einen Korb, weil Anna derselben Meinung wie ihre Mutter war. —

(Eine nachträgliche Rechnung.) Vor etwa fünfzehn Jahren lebte in Wien eine Familie S., die in dem Maße bedeutender Wohlhabenheit stehend diese Annahme auch dadurch vollständig rechtfertigte, daß sie nicht nur in der Stadt ein großes Haus machte, sondern auch auf einer unsern reizend gelegenen Villa die Sommermonate mit kostspieligen Vergnügungen hinbrachte. Diese sommerlichen Freuden zu theilen, wurde zu jener Zeit von der Familie S. ein junges und schönes Mädchen, in aller Form und mit vieler Artigkeit, eingeladen, welches auch nicht zögerte, mit Zustimmung seiner Eltern dieser Einladung

Folge zu leisten. Sehr gut empfangen und Gegenstand ausgezeichneter Sorgfalt, die sich in Ueberlassung eines reizenden Zimmers, den erlesensten Speisen und Getränken, so wie in der Veranstaltung aller erdenklichen Vergnügungen offenbarte, verfloßen dem jungen Mädchen zwei oder drei Monate herrlich und in Freuden, wonach die Rückkehr in das elterliche Haus nach Wien geschehen mußte.

Nach einigen Jahren, in welcher Zeit weder das junge Mädchen, noch ihre Angehörigen, die Familie S. wiedergesehen haben, verheirathet sich dasselbe mit einem Herrn F.

Herr F. stirbt nach einigen weiteren Jahren einer glücklichen Ehe und hinterläßt die junge Frau als Mutter eines Kindes und im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Während dieser ganzen Zeit hat die Familie S. ihr luxuriöses und verschwenderisches Leben fortgesetzt. Man hat seine Empfangstage, macht Reisen, hält sich in Bädern auf u. Leider ist aber auf dieser Erde Alles vergänglich, folglich auch Reichthümer. Kurz, die Familie S. nahm eines Tages mit Schrecken wahr, daß sie nichts mehr besäße und vollständig ruiniert sei.

So sah sich denn diese an das äppigste und schwelgerischste Leben gewöhnte Familie mit einem Schlage, und zwar wegen ihres unverzeihlichen Leichtsinns und ihrer grenzenlosen Verschwendung, aus den glänzendsten Glücksumständen beinahe in einen Zustand der fürchterlichsten Armuth und Entbehrung versetzt. Sie weiß nicht mehr was sie thun, was sie erfinden soll, um leben zu können. Ans Arbeiten denkt sie nicht; sie kennt ja nicht, was Arbeiten ist. Hüfe und Unterstützung bei den Freunden aus früherer Zeit suchen, das will man nicht; der Stolz ist noch immer mächtiger als die Noth.

Was also ist zu thun, um, wenn auch nur für den Augenblick, aus dieser peinlichen Lage zu kommen? So fragte sich Herr S., als ihm plötzlich ein Gedanke in den Sinn kam. Er erinnerte sich, daß in Wien eine Frau F. lebte, die er immer mit vieler Sorgfalt gekleidet gesehen hat. Er kannte sie als junges Mädchen, damals, als sie ein paar Monate in seinem Landhause zugebracht, das er leider! nicht mehr hat. Diese Dame ist gegenwärtig Wittwe, es ist wahr, und außerdem nicht ohne Vermögen; S. braucht 500 fl., er zögert daher nicht einen Augenblick und schreibt an die Dame einen sehr lakonischen, ungefähr folgendermaßen lautenden Brief:

„Gnädige Frau! Sie werden, wie ich glaube, sich noch der Paar Monate erinnern, die Sie unentgeltlich bei uns auf dem Lande zubrachten. Da ich mich jetzt in außerordentlicher Bedrängniß befinde, so erlaube ich mir, Sie um die Summe von 500 fl. für Kost und Wohnung, die wir Ihnen damals gegeben, anzufragen. Mein Anspruch ist gerecht, und ich zweifle nicht, gnädige Frau, daß Sie keinen Augenblick anstehen werden, mir die fragliche Summe zukommen zu lassen. S.“

Man denke sich das Ersauern der Frau F., als sie diese Botschaft empfing. Dann zuckte sie die Achseln, lachte über das, was sie ansangs für einen schlechten Scherz hielt, und antwortete nicht. Nach einigen Tagen kam ein neuer Brief. „Gnädige Frau,“ sagte diesmal Herr S., „wenn Sie mir nicht bis

morgen die schuldige Summe von 500 fl. übersenden, mache ich vor Gericht die Klage gegen Sie anhängig.“ Frau F. lachte noch stärker und antwortete wieder nicht.

Inzwischen hat S. seine Klage eingereicht, der Proceß kam in Gang, und noch im Laufe dieses Monats steht die Entscheidung zu erwarten. Es hat sich richtig ein Advocat gefunden, der die Vertretung des Herrn S. übernommen hat. Gewinnt dieser Advocat seinen Proceß, so wird man künftig sehr vorsichtig in der Annahme einer Einladung zu einem Diner se. sein müssen. — F.

(Das Resultat einer Verlobung durch Vermittlung.) Ein junger Arzt in Marseille hatte den dringenden Wunsch, sich mit einer vermögenden Dame zu verheirathen. Da es ihm jedoch an „Zeit und Gelegenheit fehlte,“ die Bekanntschaft solcher Damen zu machen, so beschloß er, dies auf dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ durch Vermittlung eines Heirathsbureaus zu thun. Der Agent wußte denn auch sehr bald Rath und verschaffte dem jungen Doctor das Glück, mit einer heirathslustigen Dame in Algier in Correspondenz zu treten. Alle die wichtigen Fragen hinsichtlich des Vermögens, der gesellschaftlichen Stellung, der Familienverhältnisse und so weiter, wurden in den Briefen des Pärchens ganz nach Wunsch erledigt; die Briefe flogen nur so hin und her und bald entzündete sich darin das jugendliche Feuer der beiden Leutchen zu einer förmlichen Leidenschaft, welche die Beiden durch ihre gegenseitigen Portraits bei einander angefaßt hatten. Da gab es ein unendliches Entzücken über die schönen Haare und Augen von ihr und die prächtige Figur, den tadellosen Bart von ihm. Dieser Austausch von Photographien entschied denn auch die Verkündigung des Angebotes und die Festsetzung des Hochzeitstages. Aber ach! die Photographie hat ihre Grenzen und das Original ist dem Bilde oft recht unähnlich! Als die Braut in Marseille anlangte, damit die Hochzeit gefeiert werden könne, machte der liebevollende Bräutigam, der ihr voll Ungeduld entgegen eilte und sie am Hasen in Empfang nahm, die eben so überraschende als niederschlagende Bemerkung, daß seine Schöne ihrer Photographie sehr wenig gleiche und daß das Portrait überhaupt weder den Charakter noch die Gewohnheiten der Dame wiedergegeben habe. Er hatte zwar gewußt, daß Madame R. Wittwe sei, aber sie hatte ihm geschrieben, daß sie noch in ihren Blüthenjahren stehe und sich sehr wohl conservirt habe, und siehe da! die Dame, welche sich als Braut in seine Arme warf, war wenigstens vierzig Jahre alt und hatte ein wahres Kanthippengesicht. Dabei war sie von mehreren Schoßhunden begleitet, welche dem jungen Arzt ein Gränel waren, und hatte überhaupt eine Menge von kleinen Manieren, die vielleicht von dem moralischen Einfluß des Alters herrühren mochten, den Bräutigam aber total zurückschreckten. Der gute Doctor fühlte sich so beschämt wie der Fuchs, der beinahe von der Henne überlistet worden wäre, und beschloß, sich von der ganzen Affaire zurückzuziehen. Das war aber schneller gesagt als gethan, denn

die Braut gedachte ihn nicht so leichten Kaufes frei zu geben; nachdem sie gesehen, daß alle Mittel, ihn festzuhalten, vergeblich waren, reichte sie bei dem Tribunal eine Klage auf 20,000 Francs Schadenersatz ein, denn so hoch schlug die Dame den Schmerz und die Kränkung an, welche ihr der Doctor durch sein Verschmähen zugesügt, und überdies glaubte sie auch nicht weniger fordern zu dürfen, weil es schwer gewesen wäre, einen Ersatz für den Verlorenen zu verschaffen.

Die Advocaten der beiden streitenden Parteien hielten sehr hübsche, geistreiche und humoristische Reden über ihre Klienten und deren Gefühle, endlich hat sich der Gerichtshof dafür entschieden, daß er dem Bräutigam das Recht zuerkannte, sein schriftlich gegebenes Eheversprechen zurückzuziehen, nachdem er die Zukünftige zum ersten Male gesehen, da die Ausführung eines Heirathsprojectes doch allemal nothwendigerweise auf der Bedingung gegenseitigen Gefallens und gegenseitiger Uebereinstimmung beruhen müsse. — F.

(Ein guter Beichtwater.) In Cremona träumte vor Kurzem eine arme junge Wittwe, ihr verstorbener Mann bezeichne ihr drei Nummern, die ihr Glück bringen würden. Sie zerbrach sich des anderen Morgens den Kopf, woher sie das Geld nehmen solle, um die Nummern im Lotto sehen zu können; der einzige Werthgegenstand, den sie noch besaß, war ein kunstvoll aus Eisenblech geschnitztes Cruzifix. Zuletzt entschloß sie sich doch dazu, dies zu nehmen und zu verkaufen, worauf sie für den Erlös die drei Nummern besetzte und wirklich kamen dann auch die drei Nummern heraus, so daß sie 9000 Lire gewann. Während sie überlegte, wie sie das Geld am Geeignetesten verwenden könne, empfand sie Gewissensbisse über den Verkauf des Cruzifixes und sie kam sich fast wie ein zweiter Judas Ischariots vor. Sie vertraute ihrem Beichtwater diese Gewissenszweifel an und dieser bekräftigte sie nur noch mehr darin, gab ihr jedoch den Rath, das Geld um Mitternacht auf den Kirchhof zu dem Grabe ihres Mannes zu tragen, wo ihr dessen Geist erscheinen und ihr die Birde abnehmen werde. Die arme Frau folgte auch wirklich diesem Rath und als sie zitternd mit dem Schläge Zwölfs zu dem Grabe hinging, da tauchte eine geisterhafte Gestalt, in ein weißes Grabtuch gehüllt, vor ihr auf, streckte die Hand aus, nahm ihr das Geldsäckchen ab und winkte ihr dann, sich wieder zu entfernen. Die Arme ging getröstet und erleichtert, von einer Centnerlast befreit, wieder nach Hause, doch fühlte sie sich unterwegs von dem Schauer über die überirdische Erscheinung so angegriffen, daß sie zwei Sicherheitswächtern, denen sie begegnete, verdächtig erschien. Als dieselben sie ausforschten, wo sie gewesen und was sie gethan, erzählte sie ihnen die ganze Geschichte, worauf man sie ruhig nach Hause gehen ließ. Nun begab man sich zum Hause des Beichtwaters, sagte denselben ab, als er nach kurzer Zeit erschien, führte ihn zur nächsten Polizeistation und fand bei ihm noch ein Paq Linnenzeug, einen Füllgel von Pappe und denbeutel mit den 9000 Lire, welchen die Frau wiederbekam. — F.